

Die Hygiene des Schreibens.

Das Schreiben, wie beinahe eine jede Berufsarbeit, bringt eine ganze Anzahl von Gesundheitschädigungen mit sich, die man durch hygienisches Verhalten nach Möglichkeit zu verhüten suchen muß. Da nun eine große Zahl von Menschen in unserem tintenfliegenden Jahrhundert genötigt ist, viel zu schreiben, so ist eine genauere Kenntnis der Hygiene des Schreibens von allergrößtem Werte. Schon unsere Kinder haben infolge des Schulzwanges viel zu schreiben; im späteren Leben sind es keineswegs ausschließlich die Schriftsteller oder die berufsmäßigen Schreiber, für die die Hygiene des Schreibens von besonderem Interesse ist; nein, vielmehr jeder Beruf, der auf geistiger Arbeit beruht, verlangt vielfache und anbauende Schreibtätigkeit. Dasselbe gilt auch ganz besonders für den Kaufmannsstand, für die Schalterbeamten an der Post und viele andere. Und so erscheint es wohl gerechtfertigt; auch unseren Lesern einen Ueberblick zu geben über dieses beim Laienpublikum arg vernachlässigte Gebiet der Hygiene.

Die Hygiene des Schreibens hat hauptsächlich auf drei Punkte ihr Augenmerk zu richten:

1. auf die allgemeine Körperhaltung des Schreibenden,
2. auf die Augen und deren mögliche Ueberanstrengung,
3. auf das Schreibmaterial und die Fingerhaltung beim Schreiben.

Die allgemeine Körperhaltung muß eine derartige sein, daß die Brust nicht beengt, und dadurch nicht die Atembewegungen gehemmt werden. Man darf zu diesem Zwecke seinen Stuhl weder zu weit vom Schreibtische entfernen, da man dann leicht zu krummer Haltung verführt wird, noch auch ihn zu nahe heranzücken, da dann der Tisch unmittelbar die Zwerchfell- und sonstigen Atembewegungen hindert. Ebenso muß der Stuhl im Verhältnis zur Höhe des Tisches die richtige Höhe haben, da man sich andernfalls entweder

krumm hinsetzen, oder aber den Beinen eine unbequeme und schädliche Stellung geben würde.

Alles dies kann ja der einzelne Schreibende recht gut durchführen: er kann selbst den Stuhl in die rechte Nähe des Tisches setzen und sich einen Stuhl in passender Höhe auswählen. Ich betone übrigens, daß der Stuhl selbst die passende Höhe haben sollte, und nicht etwa eine Regulierung der Höhe durch Riemen empfehlenswert ist; wenn man aber schon zu dieser Aushilfe greift, sollte man nicht

in Schulen und Hörsälen, wo eine individuelle Auswahl schwer oder unmöglich ist. So ist in der Tat die „Schulbankfrage“ eine der verwickeltesten der ganzen Schulhygiene, und sie kann hier wo wir gerade die individuelle Hygiene des Schreibens berücksichtigen wollen, nicht mit erörtert werden.

Hinsichtlich der Augenhygiene ist auch wieder auf verschiedenes zu achten. Zunächst muß einer Ueberanstrengung des Auges vorgebeugt werden, die durch das dauernde Fixieren desselben Blattes weißen Papiers leicht herbeigeführt werden kann. Man sehe daher öfter von der Arbeit auf und werfe einen Blick im Zimmer umher oder zum Fenster hinaus. Spätestens alle halbe Stunde stehe man vom Stuhle auf und mache eine Pause von zwei bis drei Minuten. Es ist sehr bedauerlich, daß vielfach in den Schulen, namentlich bei Klassenarbeiten und Extemporalien den Schülern keine Gelegenheit zu solcher Erholung für die Augen gegeben ist. Wer es aber irgend kann, beachte diese Regel im Interesse seines kostbaren Augensichtes.

Ferner beuge man sich nicht zu dicht auf das Papier herab; keinesfalls darf der Abstand des Auges von Papier weniger als etwa 20 cm betragen. Andernfalls verliert das Auge allmählich mehr und mehr die Fähigkeit, sich dem Sehen entfernter Gegenstände anzupassen; es wird, wie man sagt, kurzsichtig.

Es sei noch betont, daß alle bisher angegebenen Regeln nicht nur für die Hygiene des Schreibens, sondern ebenso sehr auch für die Hygiene des Lesens gelten und beachtet werden müssen. Von ganz ausschließlicher Bedeutung für das Schreiben ist aber die Beschaffenheit des Schreibmaterials und die Fingerhaltung des Schreibenden. Zunächst müssen die Finger beim Schreiben möglichst gestreckt gehalten werden, denn die durch krumme Fingerhaltung bedingte Anstrengung der Muskeln und der dazu gehörigen Bewegungen kann den bekannten Schreibkrampf, eine sehr unangenehme und oft nicht leicht heilbare Nervenstörung herbeiführen. Die Gefahr des Schreibkrampfs verringert man ferner



Schadenfreude.

Polster, sondern Lederkissen nehmen. In den Polsterkissen versinkt man mit dem Gefäß, und kleine Lageveränderungen werden dadurch erschwert, infolgedessen wird immer der Druck auf die genau gleichen Stellen der Körper- und Weichteile ausgeübt, und das muß schließlich selbst bei den weichsten Polstern Schädigungen hervorgerufen. Uebrigens sind Rohr- oder Lederstühle zu empfehlen und nicht Holzstühle, welche zwar eine Lageänderung leicht gestatten — vorausgesetzt, daß sie wenigstens einen glatten Sitz haben, was auch nicht immer der Fall ist, — aber einen allzu starken Druck auf das Gefäß ausüben. — Schwierig wird die Auswahl der Sitzgelegenheit erst

daß alle bisher angegebenen Regeln nicht nur für die Hygiene des Schreibens, sondern ebenso sehr auch für die Hygiene des Lesens gelten und beachtet werden müssen. Von ganz ausschließlicher Bedeutung für das Schreiben ist aber die Beschaffenheit des Schreibmaterials und die Fingerhaltung des Schreibenden. Zunächst müssen die Finger beim Schreiben möglichst gestreckt gehalten werden, denn die durch krumme Fingerhaltung bedingte Anstrengung der Muskeln und der dazu gehörigen Bewegungen kann den bekannten Schreibkrampf, eine sehr unangenehme und oft nicht leicht heilbare Nervenstörung herbeiführen. Die Gefahr des Schreibkrampfs verringert man ferner

auch dadurch, daß man gelegentlich mit dem Federhalter, bezw. dem Bleistift wechelt und einen dünnen durch einen dicken, und umgekehrt erlegt, weil dadurch die Haltung der Finger eine andere wird.

Der Federhalter ist dem Bleistift in hygienischer Hinsicht vorzuziehen, weil beim Schreiben mit dem Bleistift viel mehr aufgedrückt werden muß; aus dem gleichen Grunde sind die modernen, sogenannten Steil- oder Kurrentschriftfedern empfehlenswerter als die gewöhnlichen. Doch ist es besonders ratsam, wenn man sich an die genannten Federn gewöhnt hat, zwischendurch gelegentlich ein paar Zeilen in gewöhnlicher Schrift zu schreiben; dabei ändert man nicht nur die Haltung der Finger, sondern sogar, was sehr wünschenswert ist, auch die des ganzen Armes. Der Verfasser dieses hat bei seinen Schreibarbeiten immer drei Federhalter abwechselnd im Gebrauch: einen dicken und einen dünnen mit Steilschriftfeder und einen von mittlerer Stärke mit gewöhnlicher (nicht allzu harter!) Feder.

Wer, wie z. B. der Stenograph, auf die Benutzung der Bleistifte angewiesen ist, da er das fortwährende Eintauchen der Feder vermeiden muß, beachte wenigstens genau alle sonstigen Vorschriften der Hygiene des Schreibens, er wechsele oft mit den Stiften, er setze dünne durch dicke, eckige durch runde und umgekehrt.

Ganz zu verwerfen ist die Benutzung der Füllfederhalter für eine längere Schreibarbeit. Ihrer kann man sich wohl für gelegentliche Notizen unterwegs, Namensunterschriften und ähnliches mehr bedienen, sonst aber ist ihre Anwendung sehr gefährlich, da sie nur bei einem ganz bestimmten Druck zu funktionieren, sonst aber entweder zu steifen oder zu weichen werden, und der Schreibende daher der für ihn passenden, individuellen Schreibweise fortgesetzt einen sehr schädlichen Zwang antun muß.

Der Federhalter soll ganz aus Holz oder Hartgummi verfertigt sein; Federhalter, welche in ihrem unteren Teile, wo sie angefaßt werden, aus Metall sind, führen besonders leicht den Schreibcrampf herbei.

Das Schreibpapier soll glatt sein, um die Feder leicht gleiten zu lassen.

Schließlich sei noch betont, daß man selbstverständlich für helles, aber nicht blendendes Licht beim Schreiben sorgen muß, ferner daß die Lichtquelle links stehen muß, damit nicht der Schatten der Hand die eben entstandene Schrift bedeckt. Auch vermeide man bei künstlicher Beleuchtung Lampen, welche zu stark erwärmen und dadurch Kopfschmerzen verursachen.

Von dem Schriftsteller besonders muß neben der eigentlichen Hygiene des Schreibens auch die Hygiene der geistigen Arbeit im allgemeinen beachtet werden. Diese erfordert aber eine besondere Abhandlung.

S. A. Dower.

Der Satte der Frau von Solange.

Nach dem Französischen von A. Börner.

(Schluß.)

Kränklichkeit und Verzweiflung hatten ihr wenig Widerstandskraft gelassen, und da sie fortan alles Interesse am Leben verloren hatte, glich sie einer Waise, die sich von ihrem Pfahl losgelöst hat und nun machtlos gegen die Gewalt der Wogen anlämpfen auf dem Wasser umhertreibt.

Wenn sie nun aber auch den Jreum des Meisters Durocher teilte und Jerome, dessen Verschwinden das Werk ihrer Mutter war, tot glaubte, so blieb ihr doch kein Anker und diesem süßen Wille wollte sie die Treue bewahren. Aber die Marquise mußte auch ihre letzten Bedenken zu besiegen; es war ihr schon gelungen, ihr mit dem letzten Strahle der Hoffnung auch den letzten Nest der Widerstandskraft zu rauben; galt es nur noch, ihr die Ergebung als ein notwendiges Opfer vorzuführen.

Seit ihrer Genesung hatte das junge Mädchen mehrmals darum gebeten, ihren Vater sehen zu dürfen. Endlich wurde ihr diese Bitte erfüllt.

Baptiste führte Johanna in das Gemach des Marquis. Die Schlagladen an den Fenstern des Zimmers waren dicht geschlossen und nur eine Nachtlampe verbreitete darin einen matten Schein. Als die Augen des jungen Mädchens sich an das in dem Zimmer herrschende Halbdunkel gewöhnt hatten, konnte sie bei dem düsteren und öden Anblick dieses Raumes einen Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens nicht zurückhalten.

Die Gardinen, Möbel und Bilder waren sämtlich entfernt worden. Nur noch ein Teppich, dessen verblasste, eingewebte Figuren beim matten Schein der Lampe zitterten, schmückte die Wand und gab ihr ein noch düsteres Aussehen. Das Geräusch der durch einen doppelten Teppich gedämpften Schritte, war, wie es schien nicht bis zu den Ohren des Greises gedrungen, denn er bewegte sich nicht. Johanna trat an das unüberhüllte Bett und konnte ihn nun schmerzlich ergriffen betrachten.

Barhäuptig lag er da mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen; die ungebürbten Haare fielen ihm wirr über die hohlen Wangen, lange, blaue Adern zeichneten sich auf seiner bleichen Stirne ab, und den trockenen Lippen entrang sich ein halblauter Seufzer.

Das junge Mädchen faltete die Hände und kniete neben seinem Bette nieder. Diese Bewegung schien den Marquis aus seinem dumpfen Brüten zu wecken. Er öffnete die Augen, hob den Kopf, und bemerkte Johanna.

Diese ergriff eine seiner Hände und bedeckte sie mit ihren Tränen und Küffen.

„Ich bin es, Vater,“ sagte sie; „kennst Du mich nicht mehr?“ Der Greis blickte sie starr an; dann zog er seine Hand aus der ihren und murmelte in schmerzlichem Tone: „Entmündigt! Keine Sonne mehr! ... Keinen Ton! ... Nichts mehr! ...“

„Vater!“ rief Johanna entsetzt aufspringend.

Dieser Schrei erzitterte von so zärtlichem Entsetzen, daß der Wiederhall deselben auch in das Herz des alten Mannes eindrang. Er blickte seine Tochter fest an und ein Strahl der Erinnerung durchsuchte sein Auge.

„Johanna!“ rief er ihr die Arme entgegenstreckend.

„Ja, ich bin es, Vater, ich, Deine Johanna, die Du lieb hast,“ beschäftigte das junge Mädchen. „Sieh mich an! D. mein Gott, wie bleich bist Du!“

„Man hat mich entmündigt,“ wiederholte der Greis.

„Glaube nicht daran, lieber Vater!“

„So sieh doch nur,“ murmelte er um sich blickend.

„Man hat mir alles genommen, selbst das Zimmer, das ich zehn Jahre lang bewohnte.“

„Du wohnst noch in Deinem Zimmer, lieber Vater!“

„Wie? Du willst mir einreden, ich wohnte noch in jenem Zimmer, Du törichtes Mädchen? Wo sind denn dann all die Dinge geblieben, die mich darin umgaben — mein großer Lehnstuhl, meine Bibliothek, die Ahnenbilder meiner Familie und die Wanduhr aus Schildpat, die ich so gern des nachts schlagen hörte. Nein! nein! Sie haben diesen großen Wandteppich hingehängt, um mich zu täuschen. Aber siehst Du, ich weiß wohl, wo ich mich befinde — in einem Grabgewölbe. Wenn Du beim Herausgehen darauf achtest, Johanna, so wirst Du meinen Namen über der Türe erblicken können. Lebend haben sie mich hier in den Sarg gelegt, Johanna, weil sie mich entmündigt haben.“

„O Vater, lieber Vater, komm zu Dir!“

„Sieh nur, fuhr der Marquis fort mit fast frauenhafter Scham auf seine zerzausten Haare und beschmutzte Wäsche deutend, „man läßt mir nicht einmal die nötige Pflege zu teil werden; sie kümmern sich nicht mehr um mich, als wäre ich ein toter Mensch.“

Dann schien eine stolze Befriedigung seinen Schmerz zu mildern.

„Aber was liegt an all dem, meine Johanna,“

fuhr er in triumphierendem Tone fort, „da ich mich geweigert habe, den Kontrakt zu unterschreiben. Ah! Sie glaube, ich würde nachgeben wie bisher, aber Dir zu Liebe hätte ich mich selbst dem lieben Gott widerlegt. Fürchte nichts, mein Hamden! Sie soll nur wieder kommen! Und würde sie mir mit dem Tode drohen, so würde ich ihr wie bisher meine Einwilligung versagen!“

„D. mein Vater,“ rief Johanna bestürzt, „so bin ich die Ursache Deines Leidens! Hätte ich mich gehorsam ihrem Willen unterworfen, so würdest Du noch frei und glücklich sein. Aber Du kannst nicht länger in diesem Raume leben. Du mußt diesen Kerker verlassen — niemand ist dazu berechtigt, Dich hier gefangen zu halten. Komm!“

„Still,“ flüsterte der Greis, dessen Aufmerksamkeit schon mit etwas anderem beschäftigt zu sein schien, „set ganz still; der Augenblick naht, in dem sie erschleicht.“ „Wer, lieber Vater?“

„Leise! Ganz leise! Siehst Du, der liebe Gott sorgt auch für die Entmündigten. Man hat mir die Wohltat des Sonnenlichtes rauben wollen; aber die Sonne besucht mich trotzdem jeden Tag.“

„Was meinst Du damit, armer Vater?“

„Sieh dorthin, auf jene Ritze in dem Fensterladen; bald wird sich ein Sonnenstrahl dort hindurch stehlen. Er leuchtet mir nur einen kurzen Augenblick, aber er kommt täglich wieder, und ich zähle die Stunden bis zu seinem Erscheinen. Durch ihn weiß ich, daß die Sonne noch auf Erden scheint. Aber sage es ja nicht Deiner Mutter, Johanna; verrate es niemandem — man würde mir sonst auch noch diesen Strahl rauben.“

„D. teurer Vater!“ sagte das junge Mädchen gerührt, „Du leibest also sehr unter Deiner Gefangenschaft?“

„Ob ich leide! Ah! Du weißt nicht, wie schrecklich diese Nacht ist und dieses ewige Schweigen! Biweilen möchte ich daran zweifeln, daß ich überhaupt noch lebe und dieses Bett möchte ich für einen Sarg halten. Einem Greise seine Lebensgewohnheiten nehmen, ist ebenso grausam, als wenn man sein Herz an eine andere Stelle verpflanzen wollte. Ich suche mich selbst inmitten dieser Verwüstung. Sie haben mir alles genommen, woran meine Augen gewöhnt und woran sich für mich irgend eine Erinnerung knüpfte. Mit diesem Zimmer haben sie zugleich auch mein Gedächtnis verdrängt; ich erinnere mich an nichts mehr. Ich wünsche nichts mehr; ich suche die Welt rings um mich her, ohne sie zu finden.“

„D. mein Gott, ist es möglich!“

„Oh! Könnte ich doch diesen Kerker verlassen!“ fuhr der Greis in klagendem Tone fort; „nur für eine Stunde — eine Minute! Kannst Du mir nicht zur Freiheit verhelfen, ohne daß sie es merken, Johanna? Nur für eine kurze Weile, nur um den Himmel wieder sehen, die Vögel zwitschern hören zu können und leise die Luft in meinen Haaren spielen zu fühlen. Muß ich denn hier sterben in dieser Gruft, Johanna?“

Mit angstvoll verschlungenen Händen lag der alte Mann da und schluchzte wie ein Kind. Tief erschüttert warf Johanna sich an seine Brust.

„Nein, mein Vater!“ rief sie mit tränenerstickter Stimme, „Du sollst die Freiheit wieder erlangen und das Tageslicht sehen.“

„Aber wann, mein Kind?“

„Sofort, lieber Vater!“

Johanna eilte zu der Klingel und zog heftig an der herabhängenden Schnur. Gleich darauf öffnete sich die Türe und Frau von Solange trat in das Zimmer.

„Befreien Sie meinen Vater,“ rief das junge Mädchen, ihr entgegen eilend; „ich bin bereit, die Ehe mit Herrn von Lanoy einzugehen.“

* * *

Nacht Tage später läuteten die Glocken von Saint Louis in vollem Schwunge, während eine lange Reihe von Wagen vor der Kirche wartete. Im Innern der Kirche wurde die Trauung des Grafen Lanoy mit Fräulein von Solange vollzogen.

Vor dem Altar stand inmitten der Hochzeitsgäste auch der Marquis in festlichem Gewande und ließ seine Blicke über die gepuhte Menge schweifen, während er mit glücklicher Miene den Duft des Weihrauchs einlog und den Klängen der Orgel lauschte.

Nachdem die Trauung vollzogen worden war und der Geistliche sich zurückgezogen hatte, erhob sich Johanna wie geistesabwesend mit schwankenden Schritten. Da fiel ihr ziellos umherstreichender Blick auf den Greis, mit verweifelster Festigkeit eilte sie auf ihn zu und rief, sich ihm in die Arme werfend:

„Freue Dich, lieber Vater; nun wirst Du glücklich sein!“

Bei der Rückkehr in das Schloß fand das neuvermählte Paar den Notar vor, der sie mit einigen Schriften und noch zu unterzeichnenden Formularen erwartete. Als die Hochzeitsgesellschaft seiner anständig wurde, trennten sich die beiden Familien im klaren Gefühl ihrer entgegengesetzten Interessen; die gesellschaftliche Höflichkeit machte einem kühlen Ernste Platz und wie zwei feindliche Parteien, die über die Bedingungen eines Friedens verhandeln, saßen die Versammelten sich gegenüber.

Meister Durocher begann die verschiedenen Schriften in jenem einschläfernden Tone vorzulesen, den er sich auf Grund langjähriger Erfahrung in seinem Berufe zur Gewohnheit gemacht hatte. Er mußte nur zu wohl, daß nur wenige die Gebuld hatten, dieser Monotonie seines Vortrags zum Trotz einer solchen Lektüre aufmerksam zu folgen, und daß die Langeweile, die nur zu bald die Aufmerksamkeit der Zuhörer einzuschläfern pflegte, gefährliche Debatten ersparte. Aber weder die ermüdende Eintönigkeit des Vortrags noch die Fassung der Schriften vermochte den Geist der Marquise einzuschläfern — sie hat vielmehr um Erklärung einiger Stellen und verlangte die Streichung einiger Sätze, die ihr gefährlich zu sein schienen. Mit jener dreifachen Gleichgültigkeit, die scheinbar alle Einzelheiten verachtet, willigte der Graf in alle ihre Forderungen ein. Johanna dagegen sah, ihre Hand in die ihres Vaters gelegt, stumm und teilnahmslos dabei; sie folgte dem Vortrag, ohne etwas zu hören und gab ihre Zustimmung, ohne zu wissen, wovon die Rede war.

Endlich hatte der Notar seine Lektüre beendet und der junge Mann, in dessen Begleitung Meister Durocher gekommen war, legte den Vertretern der beiden Familien den Vertrag zur Unterschrift vor; Der Notar stand währenddem neben Frau von Solange.

„Ihr habt nun wohl endlich einen neuen Schreiber gefunden?“ fragte diese, ohne sich zu überlegen, was sie sagte, nur in der Absicht, das peinliche Schweigen zu brechen.

„Allerdings, Frau Marquise,“ erwiderte Meister Durocher, „aber ich habe noch keineswegs die Hoffnung ausgegeben, meinen früheren Gehilfen wiederzufinden.“

„Wie wäre das möglich? fragte die Marquise erbebend.

„Die Leiche des jungen Mannes, den die Schiffer in die See zu stürzen hörten, ist gefunden worden.“

„Nun und?“

„Er ist nicht mit Jerome identisch.“

Johanna, die bisher mit hochlopfendem Herzen gelauscht hatte, war in diesem Augenblick mit einem halb unterdrückten Schrei der Ueberraschung aufgesprungen.

„Nun sind die Unterschriften wohl vollzählig, Meister Durocher,“ meinte die Marquise hastig.

Und während der Notar die verteilten Akten sammelte, trat Frau von Solange schnell zu Johanna, faßte sie bei der Hand und drückte sie auf ihren Stuhl nieder.

„Fassen Sie sich, Frau von Lanoy,“ ermahnte sie die junge Frau, „Ihr Gatte beobachtet Sie!“

* * *

Bald darauf starb der Marquis von Solange und dieser Verlust würde Johanna alles Interesse an Leben und an der Welt geraubt haben, wäre sie nicht Mutter geworden. Die Marquise und der Graf, die gemeinsam ihre ehrgeizigen Pläne verfolgten, störten sie selten in ihrer Einsamkeit, und so suchte die junge Frau in der Erfüllung ihrer neuen Pflichten und in der Religion den Trost zu finden, den sie anderswo vergeblich gesucht hätte.

Nicht viel später begannen die Ereignisse alle ehrgeizigen Pläne der Frau von Solange zu vereiteln. Der Adel konnte bald nicht mehr daran denken, sich noch höher hinauf zu schwingen, sondern er mußte seine ganze Kraft anwenden, um sich in seiner bisherigen Stellung zu behaupten; die Revolution brach aus!

Der Graf, der alle philosophischen Ideen fallen ließ, so bald er fürchten mußte, sie verwirklicht zu sehen, war einer der ersten gewesen, die dazu rieten, das Ausland zur Unterdrückung dieser Bewegung zu Hilfe zu rufen. Von den Fürsten mit einer geheime Mission betraut, reiste er nach Deutschland und ließ Johanna zurück mit der Marquise, deren Willensstärke endlich durch die erlittenen Enttäuschungen gebrochen worden war und deren geistige Kräfte täglich abnahmen.

Die junge Frau dagegen wurde von den öffentlichen Unruhen, denen sie völlig fern stand, in keiner Weise berührt. So wie man sie nach ihrer Trauung den Altar verlassen sah, schön, ergebungs- und traurig, so sah man sie auch jetzt noch. Die unvergängliche Jugendfrische ihrer Seele spiegelte sich in ihrem Antlitz — in ihrer anmutigen Keuschheit glich sie einer in ihrer ersten Frische gepflückten Blüte, die durch geheime Zauberkräfte vor dem Verwelken geschützt wird.

Eines Tages war sie auf der Heimfahrt vom Quartier Saint-Marceau begriffen, wohin sie eines ihrer guten Werke, die sie mit der ganzen Lebenswürdigkeit ihres Herzens ausübte, geführt hatte, ihr Wagen fuhr gerade über den Kathausplatz, als ihm plötzlich von einer ungeheuren Menschenmenge, die mit lauten Triumphgeschrei vorwärtsstürmte, der Weg versperrt wurde. Frau von Lanoy beugte sich aus dem Fenster vor und fragte den Kutscher, was vorläge.

„Das Volk hat die Bastille gestürmt, Frau Gräfin,“ erwiderte der vor Furcht zitternde Lakai.

In diesem Augenblick kam ein Trupp Arbeiter auf den Wagen zugefahren, einer derselben öffnete ohne weiteres den Wagenschlag. Beim Anblick der schönen, so traurigen jungen Frau wich er unwillkürlich zurück und zog ehrfurchtsvoll die Mütze.

„Was wollt Ihr?“ fragte die Gräfin in mildem Tone.

„Verzeiht, gnädige Frau,“ stammelte der Arbeiter, „aber einer der von uns befreiten Gefangenen ist ohnmächtig geworden.“

„Bringt ihn her!“ rief Johanna lebhaft, „es ist hier Platz genug für ihn.“

Da traten die den Sterbenden tragenden Männer heran und legten ihn in den Wagen.

Die Gräfin hatte den ihre Schultern umhüllenden Seidenjhamel abgeworfen und schalt nun selbst den Besinnungslosen neben sich zu betten; hierbei verschob sich die Decke, in die der Gefangene gehüllt war und ließ sein Antlitz sehen. Johanna konnte bei dem Anblick dieses Antlitzes, aus dem jeder menschliche Zug getilgt war, einen Seufzer der Teilnahme nicht unterdrücken. Der Sterbende schien diesen Seufzer vernommen zu haben, denn seine Lider hoben sich, er öffnete langsam die Augen und blickte Frau von Lanoy star an.

„Leidet Ihr sehr?“ fragte diese mit tränenerfüllter Stimme.

Die Züge des Gefangenen belebten sich; er bewegte mühsam die Lippen und murmelte leise:

„Johanna!“

„Wie? Ihr kennt meinen Namen?“ bemerkte Frau von Lanoy überrascht.

„Johanna?“ wiederholte der Gefangene, ihr die Arme entgegenstreckend.

„Wer seid Ihr?“ rief diese bestürzt und heftete ihren Blick in unbeschreiblich angstvollem Zweifel auf den Gefangenen.

„Jerome!“ stammelte der Sterbende.

Frau von Lanoy schrie laut auf und sank vor dem Gefangenen in die Knie. Diese richtete sich auf und schlang seine Arme um die Schultern der Gräfin.

„Johanna!“ wiederholte er. „So habe ich Dich doch noch wieder gesehen. Gott ist gütig!“

Mit diesen Worten fiel er zurück. Die Gräfin neigte sich erschrocken über ihn, aber es war zu spät. Der unglückliche, von allzu langen Leiden erschöpfte Mann hatte nicht mehr die Kraft, die letzte Ersehnung auszuhalten. . . die Freude hatte ihn getötet.

Dieser unerwartete Schlag erschütterte den Mut der Gräfin Lanoy und brachte sie in einen Zustand dumpfer Verzweiflung, aus dem selbst die Mutterliebe sie nicht aufzurütteln vermochte. Als das Toben der

Revolution immer wütender wurde, weigerte sie sich, Paris zu verlassen, obwohl gerade dort ihr Name sie um so mehr gefährdete, als man wußte daß der Graf in der Vendee gegen die Aufriührerischen kämpfte, so wurde sie mit der allmählich kindisch gemordenen Marquise gefangen genommen. Man stellte sie vor den revolutionären Gerichtshof; sie wurden beide zum Tode verurteilt und mußten am neunten Thermidor das Schafott besteigen.

Jugendforheit.

Novelle von Adele Reuter.

(Fortsetzung.)



Ihre Augen verfolgten die lustig dahinfließenden Wellen und es fiel ihr ein, wie diese dem fernen Meere zufrönten, das nun in fremde, ferne Lande denjenigen entführen sollte, dem ihre Gedanken nachzogen. Ob auch er ihrer gedachte?

Ja, auch Rudolf Hammer gedachte des schönen, schwarzjüngigen Mädchens in der seinen Heimat, während er mürrisch am Steuerbord stand und der Mannschaft seine Befehle erteilte. Schon stieg die Sonne siegreich aus den Fluten empor und verwandelte die milchweiße Farbe der langsam sinkenden Nebel in durchsichtiges Blau. Aber nicht traummüde und sehnsüchtig blickte Rudolf Hammer nach der fernen Küste hinüber, sondern ernst und streng. In seinem Herzen brannte ein dumpfes Weh, das sich in dem schwermütigen Ausdruck seiner vor kurzem noch so offenen, weichen Züge verriet.

* * *

Der Winter kam und brachte eine lange Reihe von Vergnügungen. Gabriele war die Königin der Gesellschaft, aber sie hatte keine Freude mehr an ihren Triumpfen. Sie konnte die quälende Erinnerung an jenen Abend nicht los werden, da sie mit ihrer Gefallsucht Rudolf Hammer für immer von sich getrieben hatte. Baron Prittwitz war noch immer ihr feurigster Verehrer, und er war seiner Erfolge so sicher, daß er seine endgiltige Werbung noch immer hinausgeschob. Wohl beabsichtigte er, um ihre Hand anzuhalten, aber er hatte ja noch Zeit. Seine Freiheit war ihm so süß, daß er sie sich bewahren wollte, so lange seine Gläubiger ihn nicht allzu sehr bedrängten.

Aber der Tag kam, da er seine Schuldenlast nicht länger zu tragen vermochte. Einer seiner Gläubiger drängte rücksichtslos auf sofortige Beilegung einer Schuld im Betrage von zehntausend Mark. Was blieb dem Baron anders übrig, als sich in Frau und Zylinder zu werfen und bei dem reichen Bankier Sarnow um die Hand seiner Tochter zu werben. Nicht, daß Gabriele ihm widerwärtig gewesen wäre; nein, er hatte sie ja wirklich gern, aber er liebte seine Freiheit und die Veränderung mehr als jedes hindernde Band, wenn es auch noch so anmutig und reich vergolbet gewesen wäre. Aber es blieb ihm kein anderer Ausweg.

Als Baron Prittwitz wieder gegangen war, ließ der Bankier seine Tochter rufen, um ihr die Werbung des jungen Gardeoffiziers zu unterbreiten. Der Bankier war hoch erfreut über diese Werbung, denn trotz seiner Schuldenlast — Sarnow war dieser Umstand natürlich nicht verborgen geblieben — hatte der Name des Barons einen guten Klang. Alter Abel — und dann, Oberleutnant beim ersten Garde-regiment zu Fuß. Aber was würde seine Tochter sagen? Gleichmütig nahm Gabriele den Bericht ihres Vaters entgegen. Schon längst hatte sie gemerkt, daß der Baron sie nur ihres Reichthums wegen hofierte, und diese Erkenntnis hatte ihr Interesse für ihn wesentlich gemindert. Ueberdies konnte sie Rudolf noch immer nicht vergessen, und sie bereut es bitter, sich ihm so herzlich gezeigt zu haben.

So sah sie in ernste Gedanken versunken, während ihr Vater mit aller Wärme die Sache des jungen Offiziers verteidigte.

„Könntest Du ihn denn nicht lieb gewinnen, Gabriele?“ schloß der Bankier ängstlich gespannt. Gabriels gleichgiltige Miene hatte ihm zur Genüge verraten, wie sie über diese Angelegenheit dachte.

„Nicht genügend, um ihn zu heiraten!“ antwortete Gabriele ernst.

„Bist Du Deiner Sache auch ganz sicher, meine Tochter?“ fragte der Bankier Sarnow eindringlich. Gabriele sah fragend zu ihm auf. „Ganz sicher“, erwiderte sie, „aber Du würdest es gern sehen, wenn ich ihm mein Jawort gäbe, nicht wahr, lieber Vater?“

Lächelnd schüttelte der alte Herr den Kopf. „Nicht wenn Du es ungern tätest, mein Liebling.“ Aber sein Lächeln schien ihr merkwürdig müde.

„Wie solltest Du aber ohne mich leben können, lieber Vater? Würdest Du mich nicht sehr vermissen, wenn ich für immer von Dir ginge?“ Zärtlich beugte Gabriele sich über die Lehne des Sessels zu ihrem Vater nieder.

Der Bankier strich mit der Hand über seine Stirne, als wolle er die sorgenvolle Wolke verjagen, die — er fühlte es wohl — in letzter Zeit so oft seine Stirne umdüsterte.

„Ich darf doch nicht hoffen, Dich immer bei mir zu behalten. Das wäre ja uneigennützig; auch bedrückt mich, mein liebes Kind, oft eine düstere Ahnung, als müßte ich bald von Dir scheiden. Und dann möchte ich Dich doch gern in sicherem Schutze zurück lassen, mein Liebling.“

„O, Vater! Willst Du mir das Herz brechen?“ rief Gabriele und warf sich leidenschaftlich schluchzend an seine Brust.

Liebevoll strich er ihr über die dunklen Locken und beruhigte sie mit zärtlichen Worten. Es tat ihm leid, sie so beunruhigt zu haben, und doch war es vielleicht besser so, durfte er sie noch lange in dieser Nähe dahin leben lassen?

* * *

Fast ein Jahr war vergangen seit Rudolf Hammer damals gegangen war. Er hatte verschiedentlich an seine Mutter geschrieben und ihr zuletzt mitgeteilt, daß der Kondor in einigen Tagen wieder in See gehen würde, um die Heimreise anzutreten. Eine Bekannte hatte Gabriele Sarnow diese Einzelheiten erzählt und diese hörte scheinbar gleichgiltig zu. Im Stillen aber hatte sie schon berechnet, wann der Kondor voraussichtlich in Bremerhaven anlaufen würde, und wann Rudolf wohl zurückermartet werden dürfte. Dann würde er wohl nicht — das hoffte sie bestimmt — an ihrem Hause vorüber gehen, ohne die alten Freunde zu begrüßen. Er hatte gewiß schon längst alles vergessen und vergeben. Eine unbestimmte Hoffnung knüpfte sich heimlich an diese Erwartung. Was sollte sie aber noch hoffen, was erwarten? War sie nicht schon seit drei Monaten die verlobte Braut des schneidigen Baron Pittwitz? Das Aufgebot war schon bestellt. Was durfte sie da noch hoffen und erwarten? Sie hatte den Wunsch ihres Vaters erfüllen wollen und gehofft, durch diesen Entschluß die düstere Stimmung zu verjagen, in die der Bankier in letzter Zeit immer häufiger verfallen war. Die freudige Aufregung, die diese Verlobung mit sich brachte, übte auch auf den alten Herrn einen wohlthätigen Einfluß aus und die Vorbereitungen für die bevorstehende Hochzeit nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß ihm keine Zeit blieb, seinen Sorgen nachzugeben.

Eines Abends war der Bankier mit seiner Tochter, dem Baron und einigen Bekannten nach Berlin hinüber gefahren, um die Oper zu besuchen. Nach Schluß der Vorstellung fuhr man zu Kempinski, um dort zu speisen. Da kam das Gespräch auf den Krieg in China und die Rückkehr eines Teiles der Mannschaften.

„Der Kondor ist schon in See gegangen“, berichtete einer der bekannten Herren, „aber Rudolf Hammer hat zurückbleiben müssen. Bei einem Gefecht, das die Mannschaft des „Kondor“ noch in den letzten Tagen zu bestehen hatte, ist Rudolf schwer verwundet worden. Er wurde in das Lazarett gebracht und liegt nun in schwerem Wundfieber, so daß man ernstlich um ihn besorgt ist. Seine Mutter wurde telegraphisch benachrichtigt, und ich kann mir wohl denken, in welcher Aufregung sie sich befindet.“

„Wie leid tut mir das für ihn“, bemerkte Sarnow ernst, „aber noch mehr für seine arme, alte Mutter.“

„Hammer wird gewiß gut durchkommen. Seine Natur wird sich schon helfen“, meinte ein Anderer.

So flogen die Neben lebhaft hin und her; denn diese Mitteilung hatte die ganze Gesellschaft in große Erregung gebracht. Rudolf Hammer und seine alte Mutter waren allgemein sehr beliebt, und ein jeder wollte seine Teilnahme für sie bekunden.

Nur Gabriele saß stumm dabei und gab ihren Gefühlen mit keinem Worte Ausdruck. Was sollte sie auch sagen? Durfte sie als die Braut eines Anderen verraten, wie ihr Herz um jenen zitterte, der nun verwundet, allein und verlassen im fernen Lande lag. War er nicht vielleicht gar schon tot? Man hatte wohl nur die alte Mutter schonen wollen, um sie mit dieser traurigen Botschaft nicht allzu plötzlich überfallen. Hatte Rudolf nicht vielleicht auch freiwillig den Tod gesucht? Seine Mutter hatte ihm gewiß Mitteilung gemacht von ihrer Verlobung, ohne zu ahnen, wie schmerzlich diese Kunde berühren würde. Gabriele kannte sein heißes Blut und ahnte, daß auch er sie noch nicht vergessen hatte. War sie nicht vielleicht schuld an seinem Tode? Bittere Reue im Herzen kehrte sie still und gedankenvoll nach Hause zurück.

IV.

„Möchtest Du nicht Frau Hammer besuchen, Gabriele?“ meinte Bankier Sarnow am nächsten Tage.

„Ich glaube kaum, daß sie mich annehmen wird“, entgegnete Gabriele zögernd. Ihr Gewissen begann wieder sich heftig zu regen, als ihr Vater den Namen Hammer nannte.

„Warum solltest Du dich nicht empfangen, Dich, die Du Rudolf's Freundin und Jugendgepielin warst?“ erwiderte der alte Herr.

„Erlaß mir diesen Besuch, lieber Vater“, bat Gabriele.

„Es würde mir nur eine Dual sein; ich würde nicht wissen, wie ich die arme, alte Frau trösten sollte.“

„Nein, meine Tochter, es geht nicht anders. Du mußt der Witwe meines verstorbenen Freundes diese Aufmerksamkeit erweisen. Ich selbst werde in einigen Tagen zu ihr gehen, augenblicklich nehmen mich die Geschäfte zu sehr in Anspruch.“

Gabriele wagte nicht länger, dem Willen ihres Vaters zu widerstreben. Sie mußte, wie treu er stets darauf beobachtet gewesen war, dem toten Freunde das gegebene Versprechen zu halten. Wenn er wüßte, was zwischen Rudolf und ihr vorgefallen war, würde er wohl kaum ein solches Verlangen stellen; aber sie hatte es nie gewagt, ihm zu erzählen, was sich an jenem Abend zugetragen hatte; Schuldbewußtsein und Reue hatten sie davon zurückgehalten.

So bestieg Gabriele am Nachmittag den kleinen Ponywagen und fuhr nach der Albrechtstraße hinaus, wo die alte Frau Hammer eine kleine, bescheidene Villa bewohnte.

Durch den kleinen Vorgarten schritt Gabriele zögernd auf dem mit weichem Schnee bedeckten Weg dem Hause zu. Die Frühjahrsstürme der letzten Tage hatten die Bäume und Sträucher arg zerzaust und zerbrochene Äste auf die Erde herab geworfen. Mit stürmisch klopfenden Herzen zog Gabriele die Klingel und betrat den kleinen Salon, in den das Mädchen sie führte.

Sofort fiel ihr Blick auf eine aus Holz geschnitzte Fregatte, die auf einem Bronzesäuber in der einen Ecke des Zimmers stand.

„Das hat Rudolf gearbeitet“, flüsterte sie bewegt und trat näher an das kleine Kunstwerk heran, um es liebevoll mit ihrer Hand zu berühren.

Da kam die alte Frau Hammer mit schwerfällig trappelnden Schritten aus dem Nebenzimmer und zog das junge Mädchen neben sich auf das Sofa. Gabriele hätte die alte Dame unarmen mögen, um sie zu trösten trösten in ihrem Leid, aber sie wagte es nicht, denn Rudolf's Mutter sah sie so ernst und fragend an, daß sie verlegen erröten die Augen zu Boden senkte.

„Wie freundlich von Ihnen, Fräulein Sarnow“, begann die alte Dame in etwas kühlem Tone, „daß Sie meiner in diesen traurigen Tagen gedenken. Sie waren so lange nicht mehr hier.“

Da konnte Gabriele sich nicht länger mehr beherrschen und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. Nun war der Bann gebrochen, und Hand in Hand saßen die beiden Frauen und sprachen von demjenigen, um den ihre Herzen bangten.

„Ich glaube nicht, daß Sie meinen Jungen gern hatten“, sagte Rudolf's Mutter endlich und fireichelte die Hand des Mädchens, „aber ich wußte, daß sein Herz an Ihnen hing.“

„Ja, ich hatte ihn lieb; aber durch meine häßliche Gefallsucht habe ich mir seine Liebe verderbt. Oh! Wie bereue ich es jetzt so bitter, daß ich ihn damals so wehe gethan habe.“

„Nun, er wird Ihnen wohl verziehen und seine bittere Enttäuschung vergessen haben!“

„Ihr Sohn vergißt nicht so leicht, das weiß ich genau, und ich habe jetzt erfahren, daß es leichter ist, jemandem wehe zu tun, als ein begangenes Unrecht zu vergessen.“

Mit diesen Worten erhob sich Gabriele, um sich zu verabschieden. Sie sprach der alten Dame noch Mut zu und wünschte ihr baldige bessere Nachricht von ihrem Sohne.

Es war schon ziemlich spät, als Gabriele nach Hause zurückkehrte, und sie war besorgt, ihr Vater könnte schon auf sie gewartet haben. Aber der Bankier war nicht zur gewohnten Stunde von Berlin zurückgekommen, obwohl er sonst stets überaus pünktlich zu sein pflegte. Das Speisezimmer war erleuchtet und ein behagliches Feuer prasselte in dem altdeutschen Kamin. Gabriele ließ sich in einem Lehnstuhl nieder und blickte träumend in die flackernde Glut.

Die Uhr schlug acht, und sie wunderte sich immer mehr darüber, daß ihr Vater nicht kam.

Auch Baron Pittwitz war seit einigen Tagen verreist, und so fühlte Gabriele sich etwas vereinsamt. Nicht, daß heiße Sehnsucht der Liebe sie quälte; sie liebte den Baron nicht — das wußte sie ja nur zu genau. Aber sie war stolz auf den altadeligen Namen ihres Bräutigams und zeigte sich gern mit ihm in der Gesellschaft.

Das Eintreten der Hausdame störte Gabriele in ihren Träumen, und die Sorge der alten Dame um den Bankier brachte auch sie in Unruhe. Sie trat an das Fenster, es war schon ganz dunkel draußen — so dunkel, daß die Sträucher im Garten sich kaum noch von klaren Nachthimmel abhoben.

Gabriele lauschte aufmerksam, aber sie vernahm keinen Laut, weder das Knarren der Pforte, noch einen Schritt auf dem kieselbedeckten Gartenwege und zum ersten Male in ihrem Leben ergriff sie eine unbestimmte Angst. Wie — wenn jenes Schwindelgefühl, über das ihr Vater in letzter Zeit häufiger geklagt hatte, ernsthafte Bedeutung gehabt hätte. Er war ihr jedoch in den letzten Tagen munterer vorgekommen und hatte weniger häufig von seinem Tode gesprochen; ja, heute Morgen erst hatte er ihr noch versichert, daß jene Anfälle sich fast ganz verloren hätten. Aber sein Ausbleiben war zu ungewöhnlich; sie konnte sich nicht erinnern, daß er jemals solange fort geblieben wäre, ohne ihr vorher etwas gesagt zu haben.

Die Zeiger der Uhr schritten immer weiter vor; Gabriele stand am Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus. Das Gefühl quälender Angst war so schrecklich, daß sie sich schließlich nicht länger mehr beherrschen konnte. Weinend fiel sie der alten Frau Schröder um den Hals und suchte bei ihr Trost und Beruhigung. Frau Schröder teilte die Befürchtungen ihrer jungen Herrin, ja sie sah wohl noch Schlimmeres voraus als diese, aber sie suchte das junge Mädchen zu beruhigen und überredete sie, das Abendbrot einzunehmen. Gabriele wollte ihr auch gern den Willen tun, aber es war ihr nicht möglich, etwas zu genießen. Sie trank nur eine Tasse Tee und eilte dann wieder zum Fenster zurück. In die dunkle Nacht hinausstarrend horchte sie mit angespannter Aufmerksamkeit.

Nun vor elf Uhr knarrte die Gartenpforte, aber es war nicht möglich, in der Dunkelheit jemand zu erkennen.

„Das ist er gewiß“, rief Gabriele, „Gott sei Dank, das er wieder da ist!“

Frau Schröder suchte ihr zuvorzukommen, denn man konnte nicht wissen, was sich ereignet hatte; aber Gabriele war schon unten an der Treppe und öffnete die Türe, ehe sie sie noch zurückrufen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Reginas Tat.

Aus dem Italienischen von Paul Müller.

Die Türe öffnete sich, der Untersuchungsrichter, in Akten vertieft, hob leicht den Kopf und blickte durch seine goldene Brille erstaunt die zarte, weibliche Gestalt an, die sich ihm näherte.

„Bitte, Platz zu nehmen,“ sagte, mit einer leichten Handbewegung auf einen vor seinem Tische stehenden Sessel zeigend, der Mann des Gesetzes. „Ihr Schreiben läßt mich vermuten, daß Sie mir eine wichtige Mitteilung zu machen haben; sprechen Sie ganz offen, ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Das junge Mädchen befestete ihre schönen, braunen Augen auf den Untersuchungsrichter, und mit weicher, ruhiger Stimme brachte sie langsam hervor:

„Ich heiße Regina von Santalba; diese Nacht habe ich im Garten unserer in der Balbistrasse gelegenen Villa die Gräfin Giuliana Debro mit einem Revolver erschossen.“

Bestürzt schnellte der Richter von seinem Lehnstuhl empor und schaute verwirrt in das ruhige Antlitz der jungen Dame.

„Ein Verbrechen — Sie? Wohl nicht möglich! Vielleicht, ja sicher, habe ich Sie falsch verstanden, oder vielmehr, Sie haben sich nicht richtig ausgedrückt. Sie haben nicht von sich gesprochen, nicht wahr, mein Fräulein?“

Und das Gesicht des Mannes, der gewöhnt war, bei so viel menschlichen Greueln seinen Gleichmut zu bewahren, schien zu erbleichen gegenüber dieser zarten und reinen Jungfrauen-Gestalt, die sich in seine Hände gab, indem sie sagte: „Ich habe gemordet!“

„Ich habe Ihnen schon gesagt,“ wiederholte Regina von Santalba mit scharfer Betonung, „ich habe Giuliana Debro erschossen und komme, mich Ihnen zu stellen.“

Es entstand eine Pause. Nachdenklich und forschend sah der Richter das zarte Wesen an, aus dem ein Hauch von Güte und Reinheit auszuströmen schien.

„Ich kann Ihnen noch nicht glauben,“ sagte er endlich; „es ist so unbegreiflich, so ungeheuerlich das Verbrechen, dessen Sie sich anklagen. Erklären Sie sich wenigstens näher; es ist so wenig, was Sie mir gesagt haben. Seit dreißig Jahren kenne ich Ihre gute Mutter, an deren Seite Sie aufgewachsen sind, wie eine Blume, die Sie angebetet und zu allem Guten und Edlen erzogen hat.“

Sie tragen den stolzen Namen Ihres Vaters, den er Ihnen bei seinem Tode rein und unbefleckt hinterlassen hat. Sie sind jung und hübsch; wie war es möglich, daß Ihre kindliche Seele an ein so enormes, ungeheuerliches Verbrechen denken konnte? Genügte nicht der Gedanke an Ihre Mutter, die vor Angst und Scham vergehen wird. Sie davon abzuhalten?“

Er schwieg einen Augenblick. Regina von Santalba blickte ruhig und farr auf ein Delbild des Königs, das an der Wand hing.

„Ihr Opfer,“ fuhr er fort, „war Ihnen gewisser-

maßen eine Schwester, da Graf Carlo Debro der Adoptivsohn Ihrer Mutter ist, den sie als Waise zu sich nahm, der neben Ihnen aufgewachsen ist, der mit Ihnen alle Mutterliebe und Mutterorgie geteilt hat. Zwanzig Jahre hindurch hat jeden Abend Sie der Mutterkuß vereint, und heute? Heute haben Sie ihm gefühllos die Gattin gemordet, die er unendlich liebte und von der er so sehr geliebt wurde?“

Wie ein Blitz zuckte es leise über die schönen Augen des Mädchens, sonst verriet nichts die innere Bewegung.

„Aber antworten Sie doch!“ drängte mit bewegter Stimme der Richter und nahm ihre zarten, schlaff herabhängenden Hände zwischen die seinen; „sagen Sie etwas, verteidigen Sie sich!“

„Ich habe nichts weiter hinzuzufügen,“ antwortete sie mit eisiger Ruhe; „ich danke Ihnen für Ihre

Leise schloß sich wieder die Tür hinter jener geheimnisvollen Frauen-Erscheinung, während der Richter, die Stirn auf seine Hand stützend, vor sich hinlarrte und über das seltsame Drama nachdachte.

Der sensationelle Prozeß war kurz, da die Angeklagte sich in völliges Stillschweigen hüllte. An dem Tage, an dem ihr die Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthause verhängt wurde, ging nicht ein Zucken über ihre Lippen, aus ihren Augen floß keine Träne, nur ihr bleiches Gesicht schien noch bleicher zu werden, als sie aus dem Gerichtssaal geführt wurde.

Und doch sollte ein Brief, den die Verurteilte an ihren Pflegebruder, den Grafen Debro, schrieb, die Aufklärung für diese entsetzliche Tat bringen.

Dieser Brief lautete:

„Mein Carlo!

Deine Schwester, die sanfte Gefährtin Deiner betteren Tage, spricht heute zum letzten Male Deinen angebeteten Namen aus, Dich anrufend, Dich bittend.

Ich bin im Begriff, für immer von der Welt zu scheiden; meine Stimme tönt aus dem dunklen Grabe hervor, das die menschliche Gerechtigkeit mir bereitet hat, und in das man mich lebend binnen kurzen werden wird. Flüche mir nicht, Carla; Ich habe Dich gerettet! Mein Leben hat das Deine befreit, meine Ehre hat Deine Ehre gerettet! Seit fünf Jahren liebe ich Dich. Und in den fünf Jahren, in denen wir bei einander gelebt haben, hast Du nichts von meinem Kummer, von meinen Tränen bemerkt!

Erinnerst Du Dich noch jenes Abends, als Du nach einjähriger Abwesenheit glückselig heimkehrtest, um uns Deine junge, schöne Gattin zuzuführen? Erinnerst Du Dich? Gott muß mich damals zur Gelbin gemacht haben, als ich ihr die Wangen küßte ohne Haß, ohne Groll; mir wars, als ob ich sterben müßte, und doch lächelte ich ihr zu.

So vergingen sechs Monate, und jeden Tag, jede Stunde durfte ich Zeuge Eures Glückes, Eurer Zärtlichkeit, Eurer Küsse sein; in tiefstem Seelenschmerz fühlte ich mein Leben langsam und grausam zu Ende gehen, und doch haßte ich nicht Dein Weib, die weiße Lilie, wie Du sie nanntest:

Deine Liebe bestrafte sie und machte sie mir zur Heiligen. Eines Tages verrecktest Du und mußtest zwei Tage abwesend sein. Du fuhrst nach Mailand, wohin Dich Dein Freund Bara wegen eines Ehrenhandels gerufen hatte.

Erinnerst Du Dich? Wir begleiteten Dich, die Mama, ich und sie, bis an den Ausgang des Gartens, und als Deine Gattin von Dir Abschied nahm, meinte sie und wollte Dich nicht fortlassen; sie bat und flehte, Du möchtest sie mitnehmen, und unter Schluchzen küßte sie Dir zu, daß sie zwei Tage lang ohne Dich nicht leben könnte.

Weißt Du noch? Du suchtest sie unter allerlei Zärtlichkeiten zu beruhigen und fuhrst ab, während die Mama sie tröstete und lächelnd sie ihr Kind nannte. An jenem Abend kam sie nicht zum Essen; sie sagte, daß sie zu betrübt und zudem unpäßlich sei

Der Krieg in Ostasien.



Eine Besichtigungsfahrt eines russischen Stabsoffiziers auf dem elektrischen Dreirade. (Text Seite 191).

Güte, die in Ihren Worten liegt, aber ich bitte Sie, nicht weiter in mich zu dringen, es ist unnütz. Keine Bitte, keine Drohung vermag mir ein Wort mehr von den Lippen zu reißen. Lassen Sie mich verhaften, ich bin bereit!“

Wie eine Königin erhob sie sich, und da sie sah, daß der Untersuchungsrichter unbeweglich blieb, ging sie einen Schritt vorwärts und drückte selbst auf den Knopf der elektrischen Klingel. Die Türe öffnete sich, und zwei Gerichtsdienner traten ein, der Befehle des Richters gewärtig.

Nach einmal schaute der Richter fragend in das bleiche Spinnergesicht, aber er sah ein, daß jedes weitere Wort vergeblich sein würde, und sich an die Gerichtsdienner wendend, sagte er mit bebender Stimme:

„Verhaften Sie diese Dame!“

und sich bald niederlegen würde. Einige Stunden später schickte mich die Mama zu ihr, um zu sehen, wie es ihr ginge, und ihr Gute Nacht zu wünschen, und während ich die Treppe hinaufging, rief mir die gute Mutter noch nach, recht leise zu gehen und sie nicht zu hören, wenn sie schon schlief.

Leise öffnete ich die Tür und war erstaunt, die Balkontüren offen zu finden. Da ich sie im Garten glaubte, wollte ich mich zurückziehen, als ich plötzlich auf dem Balkon eine weiße Gestalt bemerkte, welche nach der Straße zu Zeichen zu geben schien.

Ein peinlicher Zweifel überkam mich.

Langsam und vorsichtig näherte ich mich dem Balkon und bemerkte, wie sich Giuliana über die Brüstung bog, aber die Finsternis ließ mich, so sehr ich auch meine Augen anstrengte, nichts Genaueres unterscheiden.

Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn.

Plötzlich trat der Mond hinter den Wolken hervor und ließ sein bleiches Licht auf sie fallen. Es war ein Augenblick. Da sah ich, wie sie ein Briefchen an einen Faden herunterließ, und unten den Schatten eines Menschen, der es erwartete. Ein heiserer Schrei entschlüpfte unbewußt meinen Lippen, während Dein Weib bleich und entsetzt mir zu Füßen fiel.

Beim Morgengrauen verließ ich jenes Zimmer. Wie könnte ich Dir den Schmerz, den Schauer, den Gelächern, wovon mein Herz voll war! Deinetwegen Carlo, wollte ich großmütig sein, um Deinem Herzen den herben Schmerz zu ersparen, Dir die Beschimpfung Deiner Ehre und Deiner Liebe zu verheimlichen.

Ich hoffte, daß jenes elende Geschöpf in sich gehen würde, ich wollte ihren Versprechungen glauben, die sie mir machte, als sie mir zu Füßen lag, und unter Schluchzen mit heiligem Schwur versicherte, daß sie noch ehrenhaft und Deiner würdig wäre. Ich hob sie auf, den Abscheu überwindend, und sagte ihr offen ins Gesicht, alles, was in jener schauervollen Stunde meine Seele durchbebt.

Ich erinnerte sie an ihr früheres, trübes Leben, an ihre Armut, aus der Du sie gerissen und bis zu Deinem Namen, Deinem Herzen emporgezogen hattest; ich sprach ihr von unserer guten Mutter, die sie in ihre Arme geschlossen und „geliebtes Kind“ genannt hatte, und endlich, meine Augen fest auf die ihren heftend, mit vor Haß und Schmerz zitternden Lippen, raunte ich ihr langsam, wie ein Richter, der den Urteilspruch verkündet, zu:

„Ich lasse Dir Gnade angedeihen, nicht Deinetwegen, die Du erbärmlicher bist, als irgend ein Mensch, sondern um Carlos willen. Verstehst Du? Wegen des Bruders meines Herzens, wegen des großen, erhabenen Menschen, dem Du, miserables Geschöpf, die Komödie von Ehrbarkeit und Liebe gespielt hast, um ihm den ehrlichen Namen zu rauben und mit Deiner Intrigue und Schande zu bedecken!

Und Du läßt Dich von ihm seine weiße Lilie nennen, wie? Und wer weiß, wie Du schmunzelst über das heilige Vertrauen, welches der Arme Dir entgegenbrachte!

In den Schlamme gehörst Du mit Deiner Schlechtigkeit! Ich könnte Dich vernichten, wenn ich es wollte; nur ein Wort brauchte ich zu sagen und Du müßtest für immer verschwinden. Aber ich werde nichts sagen; Dein Gemahl würde Dich töten, und ich will nicht, daß Dein schmutziges Blut seine Hände befleule. Das aber sage ich Dir, von jetzt ab werde ich Dich keinen Augenblick aus den Augen lassen; wie ein Sklaven-Aufsieger werde ich Dich bewachen. Hüte Dich, Giuliana, denn ertappe ich Dich noch einmal, dann ist's aus mit Dir. Nicht werde ich Dich dann anzeigen, nein! Ich bins dann, die Gerechtigkeit üben wird, verstehst Du? Ich werde Dich töten, also hüte Dich!

Sie hat meinen Worten nicht geglaubt, oder sie war schon so weit in die Sinne geraten, daß sie nicht mehr heraus konnte. Zwei Monate vergingen, in denen ich sie beobachtete und sie mich floh, und bei diesem heimlichen Ringen, wurde mir klar, daß die Katastrophe sich mit Riesenschritten, unabwendbar, näherte.

Mein weibliches Gefühl hat mich nicht getäuscht. An jenem Abend, als Du nach Neapel reistest, überraschte ich sie, wie sie heimlich den Gartenschlüssel nahm und schnell in ihrem Kleide verbarg. Das genügte mir.

Ich hatte die Seelenstärke, den Rest des Abends an ihrer Seite zuzubringen. Sie sprach natürlich von Dir und folgte mit all ihren Sinnen Dir auf Deiner Reise! Ehe wir uns trennten, mußte ich, wie immer, noch ihren Kuß ertragen, wozu mich die Gegenwart der Mutter zwang; sie begleitete mich bis zu meinem Zimmer und sagte mir noch Gute Nacht, während ich mich einschloß, glücklich, endlich allein zu sein. Ich wartete eine Stunde, dann verließ ich in der Dunkelheit, den Atem anhaltend, das Zimmer und ging die Hintertreppe hinab in den Salon, in dem sich Deine Waffenkammer befindet. Ich ergriff den Revolver mit dem Eisenbeschlag, jenen, den sie Dir geschenkt hat, und stieg durch das Fenster in den Garten. Der Zweifel, daß es vielleicht schon zu spät sein könnte, ließ mich vor Angst zittern.

Einen Moment blieb ich stehen; ringsum das tiefste Schweigen der Nacht, nicht einmal das Säuseln der Blätter unterbrach die feierliche Stille. Vielleicht sind sie in der Laube, dachte ich, verbarg mich hinter dem Rosenstrauch, der zur Rechten steht, und wartete.

Wie lange ich dort war, weiß ich nicht, es können Minuten, es können Stunden gewesen sein; der stark bewölkte Himmel schien auf meinem Haupte zu lasten, und die Blumen dufteten so stark, daß meine Brust kaum noch atmete. Plötzlich fuhr ich empor: das Geräusch eines Schlüssels im Schlüsselloch tat mir kund, daß sie antam.

Mit eisigkalten Händen suchte ich das laute Klopfen meines Herzens zu dämpfen.

Dein Weib erschien, angetan mit dem weißen Kleide, das Du ihr geschenkt hast, und von dem Du sagtest, daß darin glänzender und reiner Deine weiße Lilie erscheine! Leise, wie ein Schatten, schlich sie durch die Bäume nach der Pforte zu, die nach der Straße führt. Schnell öffnete sie, und ein Mann trat ein. Eine Stunde blieben sie zusammen; eine Stunde wartete ich, Tobesangst auf der Stirn und den Revolver fest in der Hand.

Es schlug zwei Uhr, als Dein Weib ihren Liebhaber bis zur Pforte zurückbegleitete. Ich erhob mich, um sie zu beobachten. Der Schatten der Bäume verbarg sie nicht mehr; ich sah, wie sie sich lange unarmten, wie sie ihn umig küßte, zweimal, dreimal, so wie sie Dich küßte, als Du abreisest! Große Schweißtropfen rannen über mein Gesicht, und vor meinen Augen tanzte es wie Feuerzergeln.

Langsam näherte sie sich, nur zwei Schritte war sie von mir entfernt. Die Wut über ihren Verrat stärkte meinen Arm, ich erhob den Revolver gegen ihre Stirn und drückte ab. Das Uebrige weißt Du.

Ich bin zu Ende, Carlo. Und jetzt, da meine Seele, wie eine sterbende Blume, sich Dir zum letzten Mal erschlossen, ist mirs, als ob ein wunderbarer Glanz den Abgrund beschränkte, in den ich jetzt hinabsiege; als ob ein reines, weißes Totenkleid mich umhülle, und ich, getragen von einer goldenen Wolke, emporstiege, empor zu den leuchtenden Sternen, in die ewige Morgenröthe des unendlichen Himmels.

Ich bin tot für die Welt, aber Deine Erscheinung steht vor mir in der Erinnerung schöner Zeiten, und meine Lippen kispeln Deinen Namen. Siehe, Du kommst! Entzückt schließe ich die Augen, und auf meiner kalten Stirn fühle ich den Kuß Deines Mundes, auf den ich im Leben vergeblich gewartet habe. Leb wohl!

Deine Regina.

Mynheer van Zoogen.

Von Max Pollaczek.



inem Zufall verbande ich es, daß ich van Zoogen kennen lernte. Eines Abends hatte ich mich an meinen alten Folianten und Manuscripten müde gearbeitet und wollte nun meinen Tee nehmen. Aber es ist mit den moojen meesjes von Rotterdam ebenso, wie mit allen Dienstmädchen an anderen Orten, wenn man sie

braucht, sind sie nicht da, und wollte ich auf meinen Tee nicht Verzicht leisten, so mußte ich mich schon entschließen, die aus Delfter Porzellan gefertigte Teeanne höchstieghändig zu der „Wasserfrau“ zu tragen, um mir für einige Cents meine Kamme mit heißem Wasser füllen zu lassen. Ich wohnte damals am Singel, einer alten ruhigen Straße, die besonders um diese Zeit wenig belebt war, ich hatte kaum zu befürchten, daß mich irgend ein Bekannter treffen und auslachen würde. Für denjenigen, der die Verhältnisse nicht kennt, will ich hier erläuternd einschreiben, das in holländischen Städten, beinahe in jeder Straße ein Keller zu finden ist, in dem man um ein Geringes glühende Kohlen und heißes Wasser haben kann, und daß von dieser bequemen Einrichtung viel Gebrauch gemacht wird. Solch einen Ort suchte ich jetzt brummend und innerlich über die Unzuverlässigkeit von Rosein — so hieß das Mädchen — scheltend, auf. Gerade als ich die Stufen hinabsteigen wollte, bemerkte ich zu meiner unangenehmen Überraschung, daß eben ein Mann vorsichtig herabkletterte. Es war mir durchaus nicht willkommen, von einem Manne dabei ertappt zu werden, wie ich die Geschäfte von Joutrow Rosein besorgte, sobald ich aber sah, daß er gleichfalls eine Kamme trug, sagte ich mir, daß er jedenfalls ein Leidensgenosse sein müsse, und daß es diesem am allerwenigsten einfallen würde, dem Genossen gegenüber eine spöttische Miene zu ziehen. Die Mädchen, welche sich unten befanden und es vortzogen, hier gemächlich eine Weile zu plaudern, anstatt eiligst zu den harrenden Hausfrauen heimzukehren, sicherten heimlich miteinander, als sie zwei Männer dabei sahen, den Feen der Küche geweihten Raum betreten sahen, und auch wir mußten unwillkürlich lachen, als wir uns in dieser ungewohnten Situation erblickten. Beim Hinausgehen rebete er mich an: „Das war ein sehr unangenehmer Gang, Mynheer.“ „Ein sehr unangenehmer.“ Dann trennten wir uns, und ich hatte ihn fünf Minuten später vergessen. Das war das erstemal, wo ich ihn sah.

Ungefähr vier Wochen später ging ich in Gedanken verfunken am Oude-Haven spazieren. Meine Arbeit, eine Monographie über eine Episode aus dem Abfall der Niederlande, wozu ich Rotterdam Urkunden hatte, war beendet, und ich hätte eigentlich nach Deutschland — ich bin geborner Stuttgarter — zurückkehren können, aber mir war der Einsatz gekommen, mich einmal mit der Entwicklung des Handels in den Niederlanden zu beschäftigen, und da war Rotterdam ein geeigneter Platz — später konnte ich dann nach dem nahen Leyden gehen. Während ich also, das Für und Wider überlegend, auf und ab schritt, kam mir plötzlich ein Mann entgegen, der bei meinem Anblick lachte, ein wenig lächelte und dann, wie zweifelnd, ob sich ein Gruß schide, an den Hut griff. Ich hatte unwillkürlich zu gleicher Zeit gegrüßt, und jetzt war unsere Bekanntschaft erneuert oder vielmehr erst geschlossen. Wir erinnerten uns lachend an unsere Begegnung in jenem Keller und stellten uns einander vor. Ich hatte es mit Mynheer van Zoogen, Marineleutnant a. D., zu tun. Wir spazierten eine Viertelstunde miteinander, unsere Unterhaltung war lebhafter, als sich bei einer so kurzen Bekanntschaft hätte erwarten lassen, und als wir uns trennten, — er war mittlerweile verzogen und wohnte jetzt am Gude-Wale — verabredeten wir für den nächsten Sonntag eine Zusammenkunft, um gemeinsam nach einem Garten in der „Plantabje“ zu „wandeln“. Wir führten unseren Entschluß denn auch aus und fanden solch Gefallen aneinander, daß wir uns von nun an regelmäßig zu bestimmten Zeiten an irgend einem Punkte der Hoogstraat oder des Gelderschen Kade trafen und von da aus längere oder kürzere Ausflüge in die Umgegend machten. Und dabei kam ich nicht einmal behaupten, daß er fonderlich lustiger Gemüthsart gewesen sei. Im Gegentheil, er war, wenn auch nicht ohne Humor, ein ernstlicher Mann, aber seine Unterhaltung war fesselnd und anregend. Seine angeborene Beobachtungsgabe hatte sich auf seinen vielen und weiten Reisen noch geschärft, und mir, dem Stuben-gelehrten, erschlossen sich unter seiner Führung draußen täglich ungeahnte Wunder.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Eine Besichtigungsfahrt eines russischen Stabs-offiziers auf dem elektrischen Dreirade. Von der russischen Gendarmerie werden elektrische Dreiräder, die sich auf den Eisenbahnhöfen fortbewegen, auf ihren Inspektionsreifen benützt. Auch in Distanzen werden jetzt diese Dreiräder von den Russen in den Dienst der kriegerischen Operationen gestellt. Unser Bild auf Seite 189 zeigt einen Stabsoffizier, der auf diesem Fahrzeug eine Besichtigungsfahrt auf der transsibirischen Eisenbahn absolviert und Rapporte entgegennimmt.

Den Kampf mit einem Löwen schildert die „Deutsche Kolonial-Zeitung“ wie folgt: Feldwebel Ullmann hatte von Bezirksamt Kila den Auftrag erhalten, einen Löwen unschädlich zu machen, der seit fünf Tagen auf der Insel Kifivani hauste. Der Löwe mußte den zwei Kilometer breiten Flußlauf durchschwimmen haben. In der Nacht vor der Ankunft hatte der Räuber wieder ein Kind weggeschleppt. Man spürte das Tier in einem dichten Busch auf, der umstellt wurde. Als der Löwe herankam, flohen alle Schwarzen, auch die Askaris, und der Feldwebel Ullmann stand dem Löwen allein gegenüber. „Ich hand“, so erzählt er, „spitz zu dem Löwen, hatte daher keine gute Schußstellung. Mein Schuß zertrümmerte ihm den Unterkiefer. Nun kam er aber in mächtigen Schritten auf mich zu; ich hatte gerade noch Zeit, das Gewehr an lauter und an die Wade zu reizen, da schlug er mir schon durch den Sprung das Gewehr aus der Hand, um mir dann mit der einen Pranke ins Kreuz zu schlagen und mich niederzureißen. Da ich mit der linken Hand abwehrte, biß er in sie, und ein Zahn drang durch und durch. Ich stieß ihm nun den rechten Arm in den Nacken, worauf er mich losließ, um gleich wieder den linken Arm zu packen, den ich stets abwehrend hielt. Nun suchte er mich an der Gurgel zu fassen, dies merkend, zog ich das Kinn ein, packte den Löwen mit der rechten Hand fest an den Hals und drückte meinen Kopf mit der ganzen Kraft an ihn. Während ich mit der ver wundeten Hand nach dem Gewehre suchte, machte sich der Löwe los und biß mir in den Kopf. Mit aller Kraft riß ich jedoch den Kopf aus dem Nacken, wobei das Fleisch bis auf den Knochen aufgerissen wurde, sodas der Schädel bloßlag, und steckte ihm wieder den rechten Arm hinein. In diesem Augenblick legte einer der Askari-Meruten, der allein zurückgekommen war, und dem ich bereits mehrere Male zugerufen hatte, der Sache ein Ende zu machen und zu schießen, gleichgültig, ob er mich trafe oder den Löwen, dem Untier das Gewehr fest auf den Schädel und gab ihm den Fangschuß. Der Löwe war so auf mich verfallen, daß er das Herantommen des Askaris garnicht bemerkt hatte. Ich wollte natürlich nicht, ob der Löwe durch den Schuß tödlich getroffen war, und merkte dieses erst, als er langsam von mir abließ und umjant, mir bei seinen letzten Todeszuckungen noch ganze Stücke Fleisch aus Arm und Schultern reißen. Trophäe mir durch den ungeheuren Blutverlust — ich hatte wohl zwei Minuten lang unter dem Löwen gelegen und blutete, wie sich später herausstellte, aus etwa 70 mehr oder minder schweren Wunden — die Bestimmung zu schwinden drohte, beherzichte ich mich, sprang auf und rannte in meinem entsehlischen Zustande, so schnell ich konnte, nach dem 800 Meter entfernten Dorfe und schrie nach Wasser und Verbandzeug.“ Der tapfere Feldwebel befindet sich jetzt im Lazarett zu Dar-es-Salaam; seine Wiederherstellung wird noch längere Zeit beanspruchen. Der Löwe war über 3 Meter lang. Der Askari, der dem Feldwebel das Leben rettete, ist belohnt worden und wird auch Gefreiter werden.

Neiteres.

Ein gutes Kind. Lehrer: „Es tut mir weh, Frisken, daß ich Dich wieder schlagen muß.“ — Frisken: „Tut's Ihnen wirklich weh, Herr Lehrer?“ — Lehrer: „Mehr als Du denkst, Du unartiger Junge.“ — Frisken: „Na, dann hauen Sie man zu!“

Boshast. Direktor eines Provinztheaters (zum jungen Schauspieler, der durch ein Versehen die Chronik des Theaters verbrannt hat): „Sie Unglücksdämon, da hat man durch die vielen Jahre mit Mühe alles eingetragen, und nun ist es durch Ihre Unvorsichtigkeit vernichtet!“ — Schauspieler: „Ach, Herr Direktor, das ist doch weiter kein Unglück, die Ratve wird ja noch alles auswendig wissen!“

Beleidigende Zumutung. Hauswirt: „Herr Weiser, Sie haben nun schon fünf Monate lang keine Miete bezahlt! Das geht nicht so weiter! Am Ersten müssen Sie ausziehen!“ — Dichterling: „Wid Sie bezahlt zu haben? ... Herr! Verleihen Sie mich nicht in meiner Ehre!“

Sarkastisch. Kellner: „Bei uns ist heute Taufe!“ — Gast: „Erlären Sie sich deutlicher, Wein- oder Kindtaufe?“

Im klimatischen Kurort. Kommerzienrätin: „Willst du, öffne doch's Fenster, damit das Klima hereinkommt.“

Vexierbild



„Wo ist der Leckerbissen?“

Aus dem medizinischen Examen. Examinator: „Wenn Sie einen Epphusfall zu behandeln hätten, was würden Sie da zunächst tun?“ — **Examinand:** „Zunächst würde ich — zunächst würde ich...“ — **Examinator:** „Nun, bitte, Herr Kandidat!“ — **Examinand:** „Zunächst würde ich Sie zur Konsultation rufen lassen.“ — **Examinator:** „Oh, nicht übel, Herr Kandidat!“

De Vix. Bantier (zum Schiffskapitän): „Eigentlich bin ich auch so ein bißchen Seefahrer, Herr Kapitän.“ — **Kapitän:** „Wieso, Herr Bantier?“ — **Bantier:** „Weil ich mich auch nach dem Kurs richte.“

Gut gegeben. Hausierer: „Lieberbrüder, gefällig?“ — **Älteres Fräulein:** „Brauche keinen.“ — **Hausierer:** „Ja, was einem nichts nützt, braucht man auch nicht.“

Rätsel-Ecke.

Logogryph.

Aus Frankreich kommt ein Fluß herab
Und in das deutsche Land herein;
Hier findet er ein frühes Grab
In unserm alten Vater Rhein.

„In diesem Fluß hätt' ich den Fluß
Gar gern, gibt man zwei Zeichen an.
Eins vor dem Kopf, eins nach dem Fluß.
Wer ist's, der das erraten kann.“

Charade (Dreißig.)

Man soll die ersten Beiden lieben
Und dies bei jeden Dritten bedenken;
Die ersten Beiden lassen mit Lieben
Sich schwerer als in Güte lenken.

Das Ganze, das nur danach trachtet
Weil auszutreten von meiner Dritten,
Ist roh, gefährlich, doch mißgachtet,
Bei keinem Nachbar wohl gelitten.

Auslösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silberrätsel: Konversationslexikon,
Karpfen, Dohle, Neponuk, Verdi, Grix, Rabe, Säbel,
Ananas, Tyrann, Indigo.

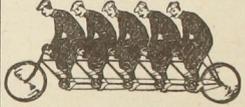
Geschäftliches.

Leser dieser Zeitung wollen diese Mitteilungen von Gebrüder Wiedmann, Zigaretten- und Tabakfabriken mit Dampftrieb, Zigaretten- und Provinz (Sachsen), Filialfabrik Mischebach (Unterfranken) nicht unbeachtet lassen. Die obige Firma liefert nur äußerst billige, doch sehr gute Tabak- und Zigarettenfabrikate. In amerikanischer Rauchtabak von 20 Pfg. das Pfund und prima gute Zigarettenfabrikate, Sumatra-Deck, Java-Tabak, gemischte reine Blatttabake mit Bräutl. pro 100 Stk. von Mk. 2,00 an bis Mk. 30,00, Zigaretten von 65 Pfg. bis 8,75 Mk. pro 100 Stk. Rauchentwürfen zu billigen Preisen. Jedermann, welcher eine kleine Probebestellung macht, wird sicher durch unermesslichen Wohlgeschmack, vorzügliches Aroma und volle Preiswürdigkeit sämtlicher Fabrikate sehr zufriedenge stellt sein. Jeder Käufer, selbst die verwöhnten Gauen, finden durch die Qualitäten volle Befriedigung. Die Mächtigkeit der Maschinenanlagen in den großen Fabriken deuten auf einen großen Kundenkreis hin und kann die Firma in der Tat allen Konsumenten nur sehr warm empfohlen werden. Der über 400 photographische Abbildungen enthaltende Prachtatlas steht jedermann gern zu Diensten und wird kostenlos und frei zugestellt.



Sommersprossen

entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles Mögliche erfolglos angewandt, mach. Sie einen letzten Versuch mit Crème Any, es wird Sie nicht Mk. 2.— franco. Nachh. Mk. 2.45. Verlangen Sie unsere vielen Danksch. Gold. Med. London, Berlin, Paris. Richt nur allein durchs. Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg i. E. 8.



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1904 unbedingt die besten und trotzdem ausserordentlich billig! Haben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörteilen, so fordern Sie meinen Haupt-Katalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltige Auswahl bei allerbilligster Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 60.

Korpulenz Fettleibigkeit

wird beseitigt durch d. Tonnola-Zehkur. Preis: gekrönt mit gold. Medaillen u. Ehren diplom. kein harter Leib, keine harter Stößen mehr, sondern jugendlich schlank, elegante Figur und graziöse Taille. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel, sondern naturgemäße Hilfe. Garantiert unschädlich für die Gesundheit. Keine Diät, keine Strenge der Lebensweise. Rezeptl. Rühms. Paket 2,50 Mk. franco gegen Postanw. od. Nachn.

D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.



Sächs. Musikinstrumenten-Manufaktur Schuster & Co. Markneukirchen No 302. Fabrikation u. direkter Versand. Illustrirte Hauptkataloge postfrei.



Alf bewährt MAGGI'S Würze einzig in ihrer Art.

Genfer und Glashütter Uhrenfabriklager C. Jäger • Konstanz 24. Uhren-Versandhaus. 14 Tage zur Probe versende ich gegen Nachnahme meine Silber-Remontoir, Reichstempel 800/1000, mit feinem Goldrand zu 9 Mk. Nickel-Remontoir (Ankerwerke) 4. Weckeruhren 2. Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie. Kataloge mit über 700 Abbild. franco und gratis.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife von Bergmann & Co. Radebeul-Dresden. erzeugt ein sattes, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weicht sammetweiche Haut, blendendweiße Zähne, beseitigt Sommersprossen sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à Stck. 20 Pfg. in allen Apotheken, Drogerien, Parfüm- und Sellen-Geschäften.

Roverkönig. Bestes Fahrrad der Welt! Catalog gratis. Solvente Vertreter gesucht. Roverkönig-Fahrrad-Industrie W. Staby, Unna i. W. 61.



Unterricht

in Massage sowie Wasserrundungen etc. erhalten Herron u. Damen im 1890 gegr. Institut von Max Lindner, Dresden-A. Strehlenstr. 31. — Aerztl. Attest. Stellennachweise. — Prosp. grat. u. frk.

Magerkeit.

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekront goldene Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Streng reell — kein Schwindl. Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto. Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

Deutsche erbklaunige Solidaria-Fabrikator auf Wunsch Teilzahlung Anzahlung 20, 30, 50 Mk. Abzahl. 8 bis 15 Mk. monatlich. Ehemalig billig. Preis. Preisliste grat. u. franko. J. Jendrosch & Co. Berlin NW, Siemensstr. 78.

Buchführung. Lehr. praktisch. Prospekt frei. O. HAERTEL, Gölitz.

Pflege die Zähne mit Tilit. anerkannt das feinste, antiseptische Mundwasser der Gegenwart.

Bilz Naturheilanstalt. Dresden-Radebeul, 2 Aerzte, Prosp. fr. Bilz Naturheilbuch d. alle Buchh. u. Bilz Verlag Leipzig. Bei Entnahme hier angezeigter Waren, bitten wir nicht auf unsere Zeitung zu beziehen.

